Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 59 (1955-1956)
Heft: 15

Artikel: Von den zwei Gärten
Autor: Kappeler, Ernst
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-669706

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ernst Kappeler

VON DEN ZWEI GÄRTEN

Sie sind sich wenig ähnlich. Nicht nur, weil der eine oben am Hügel, zwischen Obstbäumen und Brombeersträuchern liegt, der andere aber mitten in der Stadt, umzogen von Strassenreihen und Häuserblöcken — nein, auch die Erde ist nicht dieselbe, unten und oben. Den Samen, den ich oben brauche, kann ich unten nicht säen, und die Kräuter, die mir unten nicht recht gedeihen wollen, lassen sich nicht einfach in die oberen Beete verpflanzen, auch wenn sie eine Versetzung unbedingt nötig hätten.

Und doch brauche ich beide, und ich weiss, wenn mir der eine fehlte, würde mir auch der andere weniger lieb. Und wenn ich auch Samen und Kräuter nicht zu tauschen vermag, sicher merken meine Salat- und Kohlsetzlinge, wie gerne ich in ihre Stille hinaufkomme nach der Schule, und dann wachsen sie leichter — die Schüler aber, deren Schuhe laut über den harten Boden des Schulzimmers klopfen, arbeiten in der Ruhe, die ich vom oberen Garten hinunterbringe, auch leichter.

Wohl denke ich manchmal, wenn ich abends von unten hinaufsteige, dass ich nun immer da oben bleiben möchte, auf der Bank, die an mein Bretterhäuschen gelehnt, der Stadt den Rücken dreht und nur auf den schmalen Acker schaut, in dem ich im letzten Herbst die ersten Beete bepflanzt habe. Mit Salat und Winterkohl. Auch Silberzwiebeln seien gut, meinte damals die Mutter, und so setzte ich sie. Aber über die vielen Regentage frassen die Erdkrebse daran, drückten sie seitwärts und zogen viele ganz in den Boden hinein. Einem wilden Schlachtfeld glich im Herbst mein Zwiebelbeet, und ich säte verbittert, kurz vor dem Winter, giftige, grüne Körner über die müde Erde, den Schädlingen zum Tod, die meine Zwiebeln verdarben.

Die Schüler lachten mich aus, als ich ihnen meine Gartensorgen anvertraute. Was verstehen sie schon von Erdkrebsen? An ihren Wurzeln nagt anderes Getier, nur merkt man es bei den Menschen nicht halb so leicht wie bei den Zwiebeln, ob sie angefressen sind oder nicht.

Meine Mutter versuchte mich damals zu trösten. Es wachse nicht alles so leicht, wie man es säe, sagte sie. Wenn man es einmal aus der Hand gebe, gelte es dann, dem Boden zu vertrauen, und der habe sein eigenes Gesetz.

Das erfuhr ich etwas später mit dem Spinat. Sie hatte mir von ihrem eigenen Samen gegeben, sagte aber, dass er schon reichlich alt sein und sicher nur noch schlecht keime. Doch, was tat er? Er sprosste mit hundert grünen Fühlern aus allen Ritzen der Erde, so dicht und kräftig und hoch, dass ich mich wahrhaft ängstigte, wir müssten ihn nun schon im Herbst aufessen und nichts bliebe mehr für den Frühling. Aber dann begann er anfangs November plötzlich zu zaudern und schien für das Frühjahr gerettet.

Und jetzt ist es Frühling. Aber während nun andere Leute schon ganze Körbe voll saftiger Blätter aus ihren Beeten holen, ist mein Spinat auch in der wärmsten Sonne nicht mehr weitergewachsen und steht beharrlich still, wie ich ihm auch zürne oder liebend begiesse.

Ich kann ihm nicht helfen. Die Zwiebeln indessen, die im Schlachtfeld der Erdkrebse angefressenen, sie schiessen vergnüglich ins Kraut und halten mich auch zum Narren. Sie machen alle, was sie wollen. Was nützt so der Gärtner?

Das denke ich manchmal auch im unteren Garten.

Was kann ich tun? Bin ich überhaupt zu etwas gut? Das Leben fasst die Kinder später, wo ich sie jetzt, in der Schulstube, nie erreiche. Wo ich jetzt hoffe, werde ich später enttäuscht; wo ich fast verzweifelt über einen Widerhaarigen, der einfach nicht lernen und wachsen will — einen einzigen Strahl schickt später das offene Leben zu ihm nieder, und er reckt und dehnt sich, schneller und sicherer als in all meiner Sorge.

Da kann man nur warten und sich bescheiden. Oben auf der Bank, die der Stadt den Rücken zuwendet. Man lernt, nicht immer mit den eigenen Händen über die Beete zu fahren. Denn wenn man sich zu emsig über die jungen Menschen bückt, beugt sich auch unser Schatten über sie. Und es soll doch Sonne auf die junge Erde, Frühlingswind und Regentrank. Dann erst wird der Boden frei und aufgelockert bis in die Tiefe, und er beginnt zu stossen und zu treiben: In gewaltigen, glück-

lichen Wehen gebärt er den Sommer. Das dämmst du nicht ein, was hier sich hineinstaut. Jetzt wird auch das krankste Spinätlein wachsen, wenn die Erde es will.

Das lerne ich oben, wo ich allein bin. Unten, im Lärm der Menschen, ist es schwerer, sich zu besinnen.

Nun habe ich schon wieder viele neue Beete bepflanzt seit dem Herbst, und meine Mutter schickt mir stets den Samen dazu. Ich muss mich nicht besinnen, was ich brauche. Sie weiss es schon längst. Sie hat mich selbst einst auf ihren Armen getragen und im Wägelchen in den Frühling gestellt.

Ich weiss, wie sie sich freut, dass mein Garten so weit über der Stadt liegt. Sie liebt die Hügel wie ich. Nicht Berge mit kahlen Felsen, auf denen nichts wächst, aber Hügel aus warmer Erde, in der etwas gedeiht: Winterzwiebeln, Erbsen, Spinat. Auch Blumen haben wir gern. Aber die kann man nicht essen, und wir müssen beide immer an die Münder denken, die das Kraut kauen; wir sehen die Kinderzähne, die im saftigen Fleisch der jungen Bohnen wühlen. Uns scheint, der Boden gebe dann doppelten Segen.

Ich möchte manchmal, mein zweiter Acker läge auch weiter ausserhalb der Stadt. Denn auch die Kinder brauchen den Himmel, weite Fenster, durch die der Frühling unvermauert eintritt. Und doch weiss ich, dass weder Sonne noch Regen diesem unteren Garten genügten zum ganzen Gedeihen. Und fiele die Sonne in goldenen Lichtbündeln und das Wasser sänke in weichen Garben — was nützte die ganze Sommerseligkeit des Himmels, wenn ich darob die Liebe vergässe, die dieser Acker braucht?

Trete ich ohne die Liebe vor diese Beete, dann bleiben sie braches Land für ihre Früchte. Wohl keimen viele Samen und manche Halme steigen; aber in den Trieben ist keine Süsse und in den vollen Früchten kein Segen.

Ob meine Mutter nicht daran denkt, wenn sie mir Samentütchen für meinen Hügelgarten in die Hand drückt, dass ich auch den wichtigsten Samen für die andere Erde von ihr bekommen habe: die Liebe.

Ich hoffe, sie weiss es doch. Und wenn sie mich in Gedanken von der Schule auf den Hügel steigen sieht und morgens wieder hinunter zu den Kindern, dann schenkt mir ihre Liebe diesen Weg; ich trage sie mit und schaffe aus ihr.

Es ist schön, so arbeiten zu dürfen.

In beide Gärten will ich säen.

Die Früchte aber schenkt uns der Himmel.

Adèle Baerlocher

MUTTERTAG — KINDERTAG

Ich weiss noch genau, wie verlegen ich war, als ich zum erstenmal am Muttertag gefeiert wurde!

Das Kindermädchen hatte die dreijährigen Zwillinge schön herausgeputzt: Katrin trug ein steifes weisses Schürzchen, und einen Gänseblümchenkranz ein wenig schief auf dem Kopf; Martins Haare, die links vorn einen drolligen Wirbel bildeten, waren mit Wasser und energischen Bürstenstrichen in einen Scheitel gezwängt worden.

Und da standen die beiden Kinder, die ich als verblendete Mutter für die schönsten der Welt hielt — vor mir mit ihren runden, rosigen Gesichtchen. Die gute Lina gab jedem einen sanften Puff, und dann riefen sie zweistimmig: «Mami, ich gratuliere zum Muttertag!» und umarmten mich stürmisch.

Es war ganz offensichtlich, dass sie nicht so recht wussten, um was es sich eigentlich handelte; denn meinen Geburtstag hatten wir erst vor kurzem gefeiert und dazu hatten sie mir schöne Stickbildchen, die deutliche Spuren ihrer vor Anstrengung feuchten Pfötchen aufwiesen, verehrt. Nachher hatten wir uns gemeinsam über den Gugelhopf hergemacht.

Aber Muttertag? Sie hatten doch ihre Mutter täglich um sich. Jedenfalls umarmten sie nach dem Gratulationsduett ihren Vater ebenso stürmisch, und Katrin setzte ihm sogar ihren Kranz feierlich auf den Kopf.

Lina fand das zwar nicht ganz in der Ordnung — das merkten wir deutlich an ihrem missbilligenden Gesichtsausdruck — aber sie freute sich, als ich ihr für die sinnige Aufmerksamkeit herzlich dankte. «. . . weil der Herr sicher doch nicht daran gedacht hätte», musste sie noch anbringen, leicht vorwurfsvoll, worauf Peter lahm bemerkte, er selbst betrachte seine Frau eben als seine Frau und nicht als seine «Mutter» — aber es sei recht, dass die Zwillinge dank Lina den grossen Tag nicht vergessen hätten.

Seit damals sind viele Jahre ins Land gezogen und ebensoviele Muttertage; aber immer wieder kommt mich die merkwürdige Verlegenheit an, wenn mein Sohn und meine Tochter mit Päckchen